



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Das alte Rom auf Reisen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Das alte Rom auf Reisen.

Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von L. Friedländer. 2. Theil, Leipzig, S. Hirzel. 1864. 408 S.

Dieser zweite Theil der Culturbilder Friedländers aus der römischen Kaiserzeit besteht aus zwei umfangreichen Abhandlungen, von welchen die erste das Reisen in dieser Periode, die darauf bezüglichen Anstalten, Straßen, Posten, Wirthshäuser, die Hauptveranlassungen zum Reisen, die gewöhnlichen Ziele der Touristen, die Interessen derselben ins Auge faßt und schließlich die häufig aufgeworfene Frage nach dem Naturgefühl der Römer beantwortet, während die zweite und ausführlichere sich über die Schauspiele des kaiserlichen Rom in Circus, Amphitheater, Theater und Stadium verbreitet. Beide Abschnitte bringen in wohlgeordneter Darstellung und schöner klarer Sprache, durch die sich auch dieser Band dem größeren Publicum empfiehlt, die Ergebnisse sorgfältiger Studien der Quellschriftsteller, Ergebnisse, die sich um so lebensvoller und anschaulicher gestalten, als zu diesen Studien noch die Bekanntschaft des Verfassers mit einem Theil des Bodens der alten Welt durch Autopsie tritt. Von einigen Stücken der zweiten Abhandlung wurden in einem früheren Jahrgang d. Bl. sehr ausgeführte Skizzen veröffentlicht. Von der ersten geben wir im Folgenden die Grundzüge.

Auch im Alterthum wurde viel gereist und in der Kaiserzeit, wo alle Bedingungen für bequemes, schnelles und sicheres Reisen in höherem Grade vorhanden waren wie seitdem bis auf den Anfang unsres Jahrhunderts in Europa, jedenfalls so viel als bei uns vor Einführung der Eisenbahnen. Für die römische Welt war das Kaiserthum, wenigstens in den beiden ersten Jahrhunderten seines Bestehens, in der That der Friede. Die schädlichen Elemente waren in die äußerste Ferne zurückgedrängt, die heilsamen von den Grenzen des Reichs in das Innere gezogen. Meer und Land waren sicher, die Städte im Ausblühen, Berg und Thal bebaut, die Seen und großen Ströme von Schiffen erfüllt, welche die Erzeugnisse der Länder gegeneinander austauschten. Nirgend gab es Kriege

und Schlachten, große Räuberbanden und Piratenflotten, sondern zu jeder Zeit konnte man wandern und schiffen vom Aufgang bis zum Niedergang.

Dazu kam ein überaus großartiges Straßensystem, welches die ganze alte Welt, soweit sie dem Kaiser unterthan war, umfaßte. Wegekarten und Verzeichnisse, auf denen Richtungen der Straßen, Entfernungen, Stationen und Nachtquartiere angegeben waren, erleichterten den Verkehr in hohem Grade. Die Staatspost, nach einem altpersischen Vorbild geschaffen, konnte allerdings nur selten von andern Personen als solchen, die im Staatsdienst reisten, benutzt werden. Dafür schlossen sich ihr aber allenthalben, wo das Bedürfnis vorhanden war, Privatunternehmungen an. Die Vermiether von Wagen und Zugthieren bildeten in mehren Städten Italiens Innungen, und da in den Städten selbst wenig gefahren wurde, so muß ihr Hauptwerb aus der Beförderung von Reisenden geflossen sein. Sie konnten entweder den Wagen- und Pferdewechsel von Station zu Station besorgen oder gleich den heutigen Veturinen die Reisenden mit demselben Fuhrwerk auf weitere Strecken befördern. Mit der Staatspost legte man bei längeren Touren einschließlich alles Aufenthalts eine geographische Meile in der Stunde zurück; man gelangte von Antiochia bis Konstantinopel — ungefähr 150 Meilen — in nicht ganz sechs Tagen. Couriere reisten sehr viel rascher; denn Icelus, der die Nachricht von Neros Ermordung an Galba nach Spanien brachte, legte die Strecke von Tarraco bis Clunia — circa 66 Meilen — in nicht ganz 36 Stunden zurück, und der Bote, welcher die Kunde von Maximins Sturz von Aquileja nach Rom trug, langte „mit gewechselten Pferden“ am vierten Tag an seinem Ziele an, er muß, wenn er ganz zu Lande reiste (vielleicht im Sattel) 26 bis 28 Meilen den Tag gemacht haben. Gewöhnliche Reisende, die natürlich übernachteten, brauchten zu Wagen zwei- bis dreimal so viel Zeit. Rüstige Fußgänger reisten nicht viel langsamer als sie.

Seefahrten waren allerdings fast ganz auf die Zeit zwischen Mitte März und Ende October beschränkt; später zogen Maschinen die Schiffe aufs Trockene, und nur nothgedrungen setzte sich jemand den Gefahren einer winterlichen Seereise aus. Schiffbrüchige verfielen nicht selten dem Strandrecht, obwohl dies durch die Gesetze verpönt war, ja es kam, wie bis in die neueste Zeit an der Küste der nordfriesischen Inseln, vor, daß man durch falsche Signale das Stranden von Fahrzeugen herbeiführte. Mit besonders günstigem Winde legte ein Schiff in einem Tage 30 Meilen zurück, eine gute Durchschnittsfahrt wird es gewesen sein, wenn man deren 25 am Tage machte. Von Ostia aus erreichte man bei schnellster Fahrt Gades am siebenten, das dießseitige Spanien am vierten, das narbonensische Gallien am dritten, Afrika schon am zweiten Tage. Die alexandrinischen Schiffe galten für die am schnellsten segelnden und

am besten geführten. Nur ausnahmsweise wurde der Seeverkehr im Mittelmeer durch Piraten gestört, dagegen vermochte die römische Weltmacht nicht, entlegene Gewässer wie den Nordosten des Pontus Euxinus und den indischen Ocean vor solchen zu schützen.

Bei Reisen über Land zogen einfache Reisende hochgeschürzt zu Fuß oder mit geringem Gepäck auf einem Maulthier oder auch zu Pferd im Regenmantel ihre Straße, aber selbst weniger wohlhabende wohl selten ohne Sklavenbegleitung. Personen der höheren Stände reisten nicht leicht ohne einen oder mehre Gesellschafter, zahlreiche Dienerschaft und umfangreiches Gepäck. Milo nahm bei einer Tour, die er mit seiner Frau nach Lanuvium machte, ein großes Gefolge männlicher und weiblicher Sklaven und seine ganze Hauskapelle mit; die Reisen Marc Anton's mit ihrem ungeheuren Troß, ihren mit Löwen bespannten Wagen und der Menge von Goldgefäßen, die wie in einer Prozession getragen wurden, erinnern bereits an orientalische Pracht, und dieser Luxus wurde in der Kaiserzeit noch überboten. Nero soll nie anders als mit tausend Karossen gereist sein, die Hufeisen der Maulthiere vor denselben waren von Silber, die Maulthiertreiber trugen rothe Livree, vorweg gingen Läufer und Vorreiter, die auf das Reichste geschmückt waren. Poppäa ließ ihre Zugthiere sogar mit Gold beschlagen, und in ihrem Reisezuge befanden sich fünfhundert Gesellen, damit die Fürstin täglich in Milch baden könne. Vornehme Privatleute eiferten dem Beispiele der Herrscher so viel als möglich nach. Buntgekleidete Mohren eröffneten ihren Reisezug, um jeden Aufenthalt im Voraus zu beseitigen. Die Zugthiere, die man gern gleichfarbig wählte, waren mit purpurnen oder gestickten Decken behangen und trugen vergoldete Gebisse, die Reisewagen zierten Beschläge aus edlem Metall, so daß sie den Werth eines Landguts haben konnten, die Vorhänge waren von Seide oder andern kostbaren Stoffen. Tafelgeschirr aus Gold, Krystall oder Murrha, Gefäße von hohem Kunstwerth wurden mitgenommen. Die Wagen waren so bequem eingerichtet, daß man in ihnen lesen und schreiben konnte. Auch Schlafwagen fehlten nicht. Claudius besaß Karossen mit befestigten Würfelbrettern, Commodus hatte deren mit Vorrichtungen zum Drehen der Sitze, um sich von den Sonnenstrahlen abwenden oder einen kühnenden Luftzug auffangen zu können, und andere, an denen Apparate zur Messung des zurückgelegten Wegs angebracht waren.

Der Umfang und die Ueppigkeit der Reiseanstalten erklären sich theils aus dem Sklavenwesen, theils aus der Mangelhaftigkeit der Gasthäuser. Die Gastwirthe kamen selten in die Lage, den Bedürfnissen verwöhnter Reisender zu genügen, um so seltner, als das Klima meist das Uebernachten in mitgebrachten Zelten gestattete, und je weniger sie von Vornehmen in Anspruch genommen wurden, desto weniger waren sie auf solchen Besuch eingerichtet. Allerdings gab es,

namentlich an Handelsplätzen und in den größern Badeorten, auch gute, selbst üppig ausgestattete Hotels; in der Regel aber waren die Gasthöfe dürftig, wenigstens einfach eingerichtet und zwar schon deshalb, weil die Mehrzahl der Reisenden, wie noch jetzt überall im Süden, in Betreff der Ausstattung ihrer Häuslichkeit sehr genügsam und daher nicht verwöhnt waren. An größeren Orten hatte man sehr wahrscheinlich zwischen mehren Gastbereien die Wahl. Auch auf dem Lande gab es derartige Anstalten, die von den Besitzern der an die Straßen stoßenden Grundstücke erbaut und von deren Sklaven oder Freigelassenen für Rechnung des Herrn verwaltet wurden. Ein Schild, gewöhnlich mit einem Thierbilde bezeichnet, lud zur Einkehr ein, und Inschriften versprachen freundliche Bedienung, Bäder und alle Bequemlichkeit. Doch waren die gewöhnlichen Herbergen nicht anmuthig, voll gemeiner Gesellschaft, Lärm, Rauch und übler Gerüche sowie voll Flöhe, die Plinius „cauponarum aestiva animalia“ nennt; die Preise waren nicht hoch, aber die Wirthe verstanden das Pellen, sie fälschten den Wein, stahlen den Maulthiertreibern ihren Hafer und machten häufig ein Nebengeschäft mit liederlichen Mädchen. Ihr Gewerbe war deshalb ebenso mißgeachtet wie das der Zöllner, welche die Reisenden vielfach belästigten und ihnen Geld abpreßten.

Ein schlimmeres Uebel war für den reisenden Römer die Unsicherheit der Straßen, die namentlich nach den Bürgerkriegen groß war und selbst in Italien trotz zahlreicher Posten und Streifzüge gegen die Räuber der pontinischen Sümpfe und des gallinarischen Buschwaldes nie ganz weichen wollte. Ja noch unter Severus brandschatzte ein Bändenschef, Felix Bulla, an der Spitze von 600 Briganten zwei Jahre lang ganz Italien, bis er endlich, von seiner Geliebten verrathen, unter den Zähnen der Bestien der Arena endete.

Hauptveranlassung zu Reisen war die ungeheure Größe des Reiches. Je länger dasselbe bestand, desto häufiger wurden die Beziehungen der verschiedenen Provinzen zu einander und damit die Motive für deren Bewohner, ihren Aufenthaltsort auf kürzere oder längere Zeit zu wechseln. Höhere Beamte betraf dies am häufigsten, bald reisten sie im Kriegsdienst, bald als Inspektoren, bald in Sachen der Rechtspflege, nicht selten sandte sie der Wille des Kaisers aus den Moorgegenden Schottlands an den Atlas oder aus den Städten Syriens in die Standlager am Rhein und an der Donau. Aber auch andere Stände waren viel unterwegs. Allerdings strömte es am stärksten aus den Provinzen nach der Hauptstadt und von dort wieder zurück, doch muß auch der Verkehr der Provinzen unter einander äußerst lebhaft gewesen sein. Griechische Gelehrte hielten in Spanien Vorlesungen, für Frauen einer Colonie in der Schweiz arbeitete ein kleinasiatischer Goldschmied, Gallier und Germanen dienten als Leibgardisten am Hofe des Herodes, Juden waren in allen Städten des Reiches

anzutreffen, es gab keinen größern Ort, wo nicht zahlreiche Fremde waren. Besonders weite und häufige Reisen unternahmen selbstverständlich die Kaufleute, und bald zogen und fuhren, wie früher Aegypter und Griechen, auch Römer in Handelsgeschäften von Alexandrien, dem London der alten Welt, „rüstig bis zu den äußersten Indern“. Große Karawanen zogen nach Aethiopien und dem Troglodytenlande, selbst nach China scheint nach dortigen Chroniken unter „dem Kaiser An-Tun von Ta-Tsin“ (Marcus Antonius) eine kaufmännische Reisegesellschaft vorgezogen zu sein, während andererseits im Norden schon unter Nero Römer bis zur Bernsteinküste handelten und bereits zu Marbods Zeit unter den Markomannen Kaufleute aus römischen Provinzen angetroffen wurden, die „erst die Handelsfreiheit, dann die Begier nach Geldgewinn, endlich das Vergessen des Vaterlandes aus den heimathlichen Wohnsitzen auf feindlichen Boden geführt hatte“.

Die Zahl derer, welche Forschungstrieb und Wißbegier in fremde Länder führte, war im Alterthum zu allen Zeiten groß, schon weil das Bedürfnis, sich durch Anschauung zu belehren, verbreiteter als in neuern Zeiten, dann auch, weil die aus Bücherlesen zu gewinnende Kenntniß weniger zusammenhängend, spärlicher, unzuverlässiger und schwer zu erlangen war. Nicht bloß Fachgelehrte, wie Kunst- und Alterthumsforscher, Geographen, Aerzte und Naturkundige, wie Diodor, Strabo, Pausanias, Dioskorides und Galenus unternahmen große Reisen, das Streben nach umfassender Bildung veranlaßte auch Andere häufig zu weiten und gefahrvollen Wanderungen. Am meisten aber gezielte es der Jugend, „sich über die Grenzen der Heimath zu erheben“, und daß römische Jünglinge an entfernten Studiensitzen den Wissenschaften oblagen, daß sie die Universitäten in Massilia, in Athen und in Alexandrien bezogen, war ganz gewöhnlich. Andererseits aber führten auch die Professoren aller Fächer, vorzüglich die Rhetoren und Sophisten, ein Wanderleben im eigentlichen Sinne des Worts. Lucians „Traum“ zeigt, daß dies als für Lehrer der Beredsamkeit geradezu selbstverständlich betrachtet wurde.

Ferner waren die meisten Künstler und Kunsthandwerker fortwährend auf der Wanderung begriffen, und noch viel unsteter war natürlich das Leben aller Komödianten, musikalischen Virtuosen und Athleten, die besonders in Griechenland und Kleinasien, wo selbst mancher kleinere Ort seine periodisch wiederkehrenden Schauspiele und Kampffeste hatte, ohne Unterlaß hin und her zogen. Die berühmteren Künstler dieser Art machten offenbar regelmäßige Rundreisen wenigstens durch Griechenland, Kleinasien und Italien. Ein Athlet Asklepiades, dem Alexandrien, Hermopolis, Athen, Puteoli, Neapel, Elis und viele andere Städte das Bürgerrecht verliehen, rühmt sich in jenen drei Ländern aufgetreten zu sein, und der Sänger Charinus, Bürger von Philadelphia, Nicomedia und

Athen, hatte in allen heiligen Wettkämpfen von den capitolinischen bis zu denen in Antiochia Kränze gewonnen.

Jene Feste und Schauspiele aber zogen auch immer eine Menge von Zuschauern von nah und fern herbei, und bei den pythischen Spielen kam noch zu Gellius Zeit fast ganz Griechenland zusammen. Desgleichen übten religiöse Feierlichkeiten wie die der eleusinischen Mysterien noch immer eine große Anziehungskraft, auch auf Römer, aus. Endlich waren Reisen zur Wiedererlangung der Gesundheit sowie bloße Zerstreungs- und Erholungstouren fast so gewöhnlich wie heutzutage. Brustkranke wurden, wenn ihnen nicht der Aufenthalt in Nadelholzwäldern oder eine Milchkur im Gebirge empfohlen ward, wie jetzt nach Aegypten geschickt. Der Gebrauch der Mineralbäder war sehr allgemein und ein großer Theil der jetzt benutzten Heilquellen schon damals bekannt und stark frequentirt.

Wir sehen jetzt mit dem Verfasser von den Reisen ab, die aus den bisher erwähnten Veranlassungen unternommen wurden und betrachten von nun an nur das alte Rom auf Reisen, welches lediglich von Wanderlust, Verlangen nach Veränderung und Wünschen nach neuen Eindrücken bewegt wurde und so die Meinung Plinius zu bestätigen schien, der die menschliche Natur „reisefelig und nach Neuem begierig“ nennt. Auch diese Classe von Reisenden, die eigentlichen Touristen, war in der Periode, von der wir sprechen, ungemein häufig und sie hatten sogar in Hadrian einen Kaiser zu einem ihrer Vertreter. Indes würde es ein Irrthum sein, wenn wir annehmen wollten, daß die Unternehmungen, die aus dem Wandertrieb der Alten hervorgingen, sich auch nur entfernt mit den Entdeckungsfahrten und Weltwanderungen unserer Tage vergleichen ließen. Die antiken Reisen beschränkten sich mit sehr geringen Ausnahmen auf die bekannte Welt, und diese blieb für die allermeisten von nahen Grenzen umschlossen, über welche hinauszuschweifen kaum die Phantasie Verlangen trug. Selbst auf schon mehrfach betretenen Gebieten dieser Grenzen vermochte die Erkundung des Wahren nie völlig die Fabeln und Wundersagen früherer Zeiten zu verdrängen, und selbst Gebildete glaubten, daß das atlantische Meer in gewisser Entfernung von der Küste für Schiffe undurchdringlich, daß die Bergwildniß des Atlas von Panen und Satyrn bewohnt, daß die Wüste Innerafrikas im eigentlichen Sinne des Wortes unnahbar glühend sei, der Sagen von einem seligen Hyperboräerlande im Norden mit ewigem Frühling und halbjährigem Tag nicht zu gedenken.

Selbst innerhalb der Grenzen der bekannten Welt beschränkten sich die meisten Reisen auf ein verhältnißmäßig enges Gebiet. Aus dem römischen Reich wagen sich, Kaufleute ausgenommen, offenbar nur sehr Wenige. Strabo meint, daß nicht leicht ein Geograph so weit herumgekommen sein möchte als er, und

er war in der Richtung von Osten nach Westen von Armenien bis zur thyrhenischen Küste Italiens und in der Richtung von Norden nach Süden vom schwarzen Meer bis an die Grenze Aethiopiens gezogen. Pausanias hatte niemanden getroffen, der in Babylon oder in Susa gewesen war. In den Donauländern begegnete man noch zu Trajans Zeit Fremden, die nicht Handeltreibende oder Armeelieferanten waren, höchst selten, und nach den Nordprovinzen des Reichs als Tourist, ohne wissenschaftlichen Zweck, zu reisen, konnte kaum jemandem einfallen. Dagegen wurden allerdings in die westlichen wohl nicht ganz selten Ausflüge aus bloßer Schaulust gemacht, und in Spanien scheint besonders Gades ein vielbesuchtes Reiseziel gewesen zu sein. Doch die weit überwiegende Mehrzahl der Reisenden schlug, wenn sie sich nicht mit Wanderungen in Italien und Sicilien begnügte, die Richtung nach Süden und Osten ein. Griechenland, Kleinasien und Aegypten zu sehen, war nach dem jüngern Plinius das, was jedem Gebildeten am nächsten lag.

Zu kleinen Ausflügen bot Italien anziehende Punkte in Menge. Man konnte sich an Campaniens Lieblichkeit weiden, in den lucanischen und bruttischen Waldschluchten sein Verlangen nach Wildnissen stillen, sich am Anblick Tarents oder an den prachtvollen Palästen Antiums, der Villenreihe zwischen Ostia und Laurentum, dem mit Landhäusern der schönsten Art besäeten Albanergebirg von der starren Rauheit jener Gebirgslandschaft erholen oder in der herrlichen Natur Bajäs sich seliger Vergessenheit der übrigen Welt überlassen.

Die Schilderung, die Friedländer von den Sommerfrischen und Badeörtern der altrömischen haute volée giebt, gehört zu dem Brillantesten in der Mosaik, die seine Belesenheit und sein Geschick anmuthig zu gruppiren uns hier zusammengestellt hat. Doch müssen wir dieselbe hier unberücksichtigt lassen, da sie ihrer Natur nach keine Auslassungen gestattet.

Dasselbe gilt von dem gleichfalls glänzenden Bilde, welches der Verfasser uns von der Physiognomie Griechenlands in der Kaiserzeit entwirft, und von der Darstellung, die er uns von dem damaligen Kleinasien giebt. Dagegen mag sein Bericht von dem, was in Aegypten den römischen Touristen anzog, wieder im Auszug folgen.

Cypern, Syrien und Palästina boten zwar Merkwürdiges und Sehenswerthes genug, doch schreckte gewiß die weite und beschwerliche Seefahrt die Meisten vom Besuch dieser Länder ab, und vor dem dritten Jahrhundert kamen wohl selbst nach dem prachtvollen Antiochia und nach dem hochberühmten Hierosolyma nur die wenigsten römischen Reisenden. Desto größer war die Zahl derer, die jahraus jahrein von Italien wie von Griechenland aus Aegypten besuchten, welches namentlich mit ersterem durch eine regelmäßig befahrene

Schiffahrtslinie zwischen Puteoli und Alexandrien in Verbindung stand, und wohin man auf diesem Wege etwa so rasch, wie jetzt von England nach Amerika, d. h. in ungefähr zwölf Tagen gelangte.

Die Anziehungskraft Aegyptens auf Griechen wie Römer war ungemein groß. Es war das einzige Land im römischen Reich, welches seine Originalität bis in die spätesten Zeiten bewahrte, während im Westen die ausschließlich römische, im Osten die ausschließlich griechische Cultur die landschaftlichen und nationalen Eigenthümlichkeiten mehr und mehr nivellirt hatte. Hier am Nil erhielten sich gleichsam mumienartig Reste einer Cultur, mit deren Uralter verglichen die römische und griechische von heut und gestern zu sein schien. Mit Ehrfurcht sah der Reisende den heiligen Strom, den berühmtesten der Welt, seine mächtigen segenspendenden Fluthen wälzen, und wie tief sich die Landschaften, die Vegetation und Thierwelt an seinen Ufern den Römern einprägten, wie lebhaft sie ihre Phantasie beschäftigten, davon geben die zahlreichen Abbildungen von denselben Zeugniß, mit denen man in Rom seine Zimmer schmückte. Und wie die Natur Aegyptens ewig dieselben wunderbaren Schauspiele bot, so auch seine Monumente, die ältesten und kolossalsten, welche das Alterthum kannte. An diesen künstlichen Steinbergen, Riesentempeln, unermesslichen, tief in den Fels der Wüste gehöhlten Königsgrüften, den Wäldern von Kolossen und Sphingen, den mit farbenprangenden Bildern und geheimnißvollen Schriften bedeckten Palaßwänden schien die Zeit machtlos vorübergegangen zu sein. Keine modernern Bauten oder Gebilde störten die Einheit dieser übermenschlichen Werke, und ebenso erhielt sich alte Sitte und alter Brauch, besonders im Gottesdienst unverändert fort. So blieb das Interesse für Aegypten nicht nur immer gleich lebendig, sondern es hatte auch immer den gleichen Inhalt. Noch in den letzten Zeiten des Alterthums waren Erzählungen und Berichte von Aegypten für griechische und gewiß auch für römische Ohren die anziehendsten, und die Hörer wurden nicht müde, nach den Pyramiden, den Königsgräbern und all den andern Wundern des Fabellandes zu forschen.

Die Hauptstadt des Nillandes Alexandria aber bot dazu noch andere Eindrücke. Eine relativ moderne, nicht ägyptische, sondern griechisch-orientalische Stadt, war sie in Anlage und Bauart von den in der macedonischen Zeit entstandenen Großstädten kaum wesentlich verschieden. Im Umfang von drei geographischen Meilen lag sie am Meeresufer von Osten nach Westen hingebreitet. Ihre beiden Hauptstraßen, die eine von Süden nach Norden, die andre von Osten nach Westen laufend, beide 100 Fuß breit, die erstere drei Viertelmeilen lang, durchschnitten einander als Reihen von Tempeln und andern Prachtbauten im rechten Winkel. Die Häuser, massiv aus Stein gebaut, hatten flache Dächer. Eine Menge anderer prächtiger Gebäude vertheilten sich über die ver-

schiedenen Bezirke. Gegenüber dem großen Hafen erhob sich das Augusteum, ein weiter Tempelbezirk mit Propyläen, Säulen, Portiken, Bibliotheken, Gainen, voll von Weihgeschenken, Statuen und Gemälden. Noch weit großartiger und herrlicher aber war das Serapeum, das allein dem Capitol an Größe und Pracht nachstehen mochte. Die Bevölkerung, die wohl zwischen einer halben und einer ganzen Million schwankte, bestand theils aus Aegyptern, Griechen und Juden, theils aus einer Mischlingsrace, die vorzüglich aus den beiden ersten Nationen hervorgegangen war. Römer und andere Europäer müssen, abgesehen von der starken Garnison und dem großen Beamtenpersonal, stets in beträchtlicher Zahl vorübergehend oder auf die Dauer ansässig gewesen sein. Dazu führte der Welthandel, den die beispiellos günstige Lage der Stadt hervorgerufen, die afrikanischen und asiatischen Völkerschaften hier wie in keiner andern Stadt der Erde aus den weitesten Fernen zusammen: Neger aus Innerafrika und Araber sah man hier neben Scythen, Persern und Indern. Karawanen und Handelsflotten brachten jahraus, jahrein die Schätze des Südens und Ostens hierher. Das Kostlichste und Seltenste, was die Welt kannte, lagerte hier in Massen. Goldstaub, Elfenbein und Schildkrötenschalen aus dem Troglodytenlande, Gewürze aus Arabien, Perlen vom persischen Meerbusen, Edelsteine und Byssus aus Indien, Seide aus China — alle diese und andere Waaren, meist von der höchsten Kostbarkeit, wurden hier aufs Neue verladen. Neben diesem Welthandel hatte Alexandria auch eine bedeutende Industrie, und die dortigen Webstühle lieferten die feinsten Stoffe aus Leinen und Byssus, die Glasbläsereien die künstlichsten und theuersten Gläser in allen Gestalten und Farben, die Papyrusfabriken alle Arten Papier. Die rastlose Thätigkeit einer so ungeheuren erwerbenden, arbeitenden und handeltreibenden Bevölkerung imponirte um so mehr, wenn man es mit dem müßiggängerischen und unproductiven Gewühl und Gewimmel Roms verglich. „Niemand,“ so schrieb Hadrian an seinen Schwager Hadrian bewundernd, „ist hier unthätig, jeder treibt ein Gewerbe. Die Podagrifen haben zu schaffen, die Blinden zu thun, nicht einmal wer das Chiragra hat, geht müßig. Das Geld ist ihr Gott, ihn beten Juden, Christen und alle andere an.“

Unter den verschiedenen Classen von Reisenden, welche die Größe, die Pracht und das Nationengewirr Alexandrias anzog, verdienen diejenigen besondre Erwähnung, welche dort Genesung, und diejenigen, die wissenschaftliche Belehrung suchten. Unter dem milden Himmel, wo nie Schnee fiel und auch im Winter die Rosen blühten, hoffte mancher Lungenkranke sich ausheilen zu können. Auch waren die Aerzte Alexandriens berühmt, und sowohl deshalb als weil man in den dortigen Arzneischulen die beste Gelegenheit zur Ausbildung in der Heilkunde fand, hielten sich stets zahlreiche Jünger dieser Kunst hier

auf, und es war für einen jungen Arzt eine wirksame Empfehlung, in Alexandria studirt zu haben. Aber auch für die meisten andern Disciplinen waren hier die besten Lehrer und Unterrichtsanstalten, und die Stadt blieb Jahrhunderte hindurch eine hohe Schule für Philosophie, Philologie und Literaturwissenschaft, Mathematik und Astronomie, an die sich Astrologie und Magie anschließen mochten, in welche die Aegypter am tiefsten eingedrungen zu sein sich rühmten. Endlich werden auch religiöse Zwecke, namentlich der Cultus des hier ganz besonders verehrten hilfreichen Gottes Serapis, zahlreiche Fromme zur Wallfahrt hierher bewogen haben.

Fremde, die sich in Alexandria aufhielten, werden in der Regel nicht versäumt haben, die in der Nähe gelegenen Lust- und Badeorte Taposiris und Eleusis, vor allen aber Kanopus, diesen Schauplatz der unerhörtesten Ueppigkeit und Schwelgerei und der zügellosesten Ausschweifungen zu besuchen.

Gehörte Alexandria mit seiner Umgebung ausschließlich der Gegenwart an, so war man nach einer kurzen Tour ins Binnenland auf Kameelen oder der Nilbarke (von Kanopus aus) in Gegenden, wo man sich vom Hauch einer fernen Vergangenheit angeweht fühlte. Man besuchte Memphis mit seinen hochberühmten Pyramiden, das kolossale Trümmerfeld von Theben, den klingenden Memnon, die Königsgrüfte und weiter nilaufwärts die Tempel zu beiden Seiten des Flusses bis hinauf zum „heiligen Maulbeerbaum“, dem Grenzort Aethiopiens und südlichsten Punkt des römischen Reichs. Ueberall erinnern noch jetzt Namen und Inschriften, selbst Gedichte, in die Kolosse und Tempelmauern eingemeißelt, daß diese Reisenden dieselbe Neigung sich zu verewigen hatten, wie unsre modernen Touristen. An den Beinen des Memnonbildes finden sich deren nicht weniger als 72, darunter die Namen Hadrians und seiner Gemahlin, die von 8 Vicekönigen Aegyptens, 3 Commandanten der Thebais, 2 Oberrichtern, die von verschiedenen Offizieren und der eines „homerischen Dichters“ aus dem alexandrinischen Museum. In den Königsgrüften Thebens ferner hat man solcher Verewigungen über hundert entdeckt, von denen die datirten von der Zeit Trajans bis zu der Konstantins reichen. In den Tempelruinen von Edfu liest man griechische Anschriften der Art von jüdischen Reisenden. In Philä ist der Name des C. Numonius Bala, eines Freundes von Horaz eingehauen: er war hier am 20. März des Jahres 2 v. Chr. — elf Jahre später fiel er in der Schlacht im teutoburger Walde.

Das Interesse an der nationalen Eigenthümlichkeit fremder Völker, an ihren Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen tritt bei den damaligen Reisen nicht sehr hervor; denn einmal waren die meisten dem römischen Reich einverleibten Länder in dieser Zeit schon stark entnationalisirt, dann aber interessirte

in diesen Ländern die Vergangenheit den römischen Besucher fast überall weit mehr als die Gegenwart. Neben diesem historischen Interesse waltete dann das Streben ob, Merkwürdigkeiten und Sehenswürdigkeiten aller Art kennen zu lernen, oft nicht weil man sich unmittelbar für den Gegenstand sehr interessirte, sondern nur weil er berühmt oder in vielgelesenen Schriften erwähnt oder weil er eine Rarität oder Monstrosität war. Inwiefern das Interesse für Kunst wesentlich, das für Natur bis zu einem gewissen Grade sich nach diesem Gesichtspunkte bestimmte, werden wir mit dem Verfasser unsres Buchs zum Schluß sehen.

Das historische Interesse fand zunächst Befriedigung durch den Besuch der Tempel, die überall zugleich als Museen zu gelten hatten, weil sie reich an Kostbarkeiten und Seltenheiten, Kunst- und Naturschätzen waren, die theils die Frömmigkeit als Weihgeschenke hierher stiftete, theils die Unverletzlichkeit des heiligen Ortes hier aufbewahren ließ. Sie enthielten bisweilen Kunstwerke in solcher Menge wie moderne Galerien und Cabinete. Von Naturseltenheiten wurden in ihnen Elephantenzähne, große Schlangen, Krokodile, Walfischrippen Hörner von indischen Ameisen gezeigt. In griechischen Tempeln sah man Kokosnüsse, in einem Heiligthum des Palatinus war die Wurzel des Zimmetbaums zu sehen, im Concordientempel zu Rom bewunderte man vier Elefanten aus schwarzem spiegelnden Obsidian. In andern Heiligthümern wurden andere Raritäten, ausländische Waffen und Geräthe, Sarmatenpanzer, linnene Harnische u. d. aufbewahrt. Noch häufiger aber konnte man hier Gegenstände von historischem Interesse und zwar aus allen Perioden der Geschichte, namentlich Reliquien berühmter Männer bis zur Heroenzeit hinauf sehen. In einem Marstempel wurde ein Schwert Cäsars, in dem der Glücksgöttin zu Rom ein Königsgewand des Servius Tullius, in dem der Minerva zu Rhodus der Linnenpanzer des Pharao Amasis, in einem Tempel zu Athen der Säbel des Mardonius, in Sparta die Lanze des Agesilaos, in Gortys Speer und Rüstung Alexanders des Großen gezeigt. In Sparta hing von der Decke eines Tempels das Ei der Leda (vermuthlich ein Straußenei, welchem Zierrath man noch jetzt in orientalischen und griechischen Kirchen oft begegnet) herab, im Minerventempel zu Lindus gab es einen Kelch aus Elektron, der von Helena hierher gestiftet und ein Maß ihres Busens sein sollte. Zu Panopeus in Phocis konnten die Reisenden sogar Ueberbleibsel des Lehms, aus dem Prometheus Menschen formte, zu Memphis das Haar bewundern, das Isis sich aus Schmerz über den Tod des Osiris ausgerauft hatte. Toppe galt als Schauplatz der Befreiung Andromedas durch Perseus, und noch zur Zeit des Pausanias bezeichnete man hier ein blutfarbiges Wasser als das, in welchem der Held sich nach dem Kampfe mit dem Meerungeheuer gewaschen.

Bei den Tempeln fanden die Fremden für Bezahlung Führer und Erlä-

rer, falls nicht ein gefälliger Gastfreund den Cicerone machte. In der Regel versahen Priester oder Tempeldiener dieses Amt, und unter diesen ersteren sowie unter den in großen Städten existirenden besonders angestellten Führern gab es zuweilen gebildete Leute, die meisten aber betrieben ihr Geschäft handwerksmäßig und wurden mit ihren auswendig gelernten Erklärungen und nach dem Geschmack der Menge erfundenen Geschichten Besuchern von Bildung und Verstand nicht wenig lästig. In Griechenland und Kleinasien unterhielten die Führer den Touristen fast durchweg mit Erinnerungen aus der Heroenzeit, die einem großen Theil der Gebildeten näher lag als die historische. Hier wies der Begleiter auf Spuren von Gemäuer hin, welche das Gemach der Helena, der Harmonia oder der Leda gewesen sein sollten; von diesem Aphroditetempel zu Trözen hatte Phädra zugeschaut, als Hippolyt sich in der Rennbahn übte. Auf jenem Stein am Hafen bei Salamis hatte der alte Telamon gefessen und dem Schiffe nachgeblickt, welches seine Söhne nach Aulis trug. In Aulis wieder zeigte man die Quelle, wo die Platane gestanden, auf der vor den Augen des versammelten Griechenheeres die Schlange den Sperling mit seinen neun Jungen fraß — und so ließen sich die Beispiele bis ins Unendliche vermehren. Kein Schritt fast, ohne daß man die Stätte eines denkwürdigen Ereignisses betrat, kein Stein ohne Namen.

Natürlich fehlte es auch nicht an historischen Erinnerungen aus jüngern Zeiten, vorzüglich an die Perserkriege und an die Tüge und Thaten Alexanders des Großen. Noch in Plutarchs Zeit zeigte man den Touristen die alte Eiche am Kephissus, unter welcher bei der Schlacht von Chäronea Alexanders Zelt gestanden. Bei Tyrus wurden sie an die Quelle geführt, wo er von dem Fang eines Satyrs geträumt, was die Traumdeuter auf die Einnahme der Stadt bezogen. In Alexandria war die Gruft, in welcher ein gläserner Sarg seine Leiche barg.

In Italien und den westlichen Provinzen gab es, da dort eine Sagenperiode so gut wie ganz fehlte, fast nur historische Erinnerungen, bei Laurentum z. B. die Stelle, wo das Lager des Aeneas gewesen, bei Litemum Delbäume, die Scipio der Aeltere gepflanzt, auf Capri den Ort, von welchem Tiberius seine Opfer ins Meer gestürzt, bei Tibur das Haus des Horaz. Selbstverständlich ist, daß besonders Geschichtschreiber die Stätten der von ihnen darzustellenden Ereignisse zu sehen suchten, vorzüglich gewissenhaft scheint hierbei Sueton zu Werke gegangen zu sein.

Das Interesse an der Kunst trat gegen das historische bei den Touristen des alten Rom entschieden zurück, doch braucht nicht hervorgehoben und begründet zu werden, daß die ernstlich um Bildung bemühten unter denselben nicht versäumten, die Kunstwerke zu besichtigen, die namentlich Griechenland und Kleinasien selbst unter den Kaisern noch in Fülle besaßen, ja um ihretwillen wurden

sogar Reisen unternommen. In Ciceros Zeit besuchte man Ithespia lediglich, um den Amor des Praxiteles zu sehen, und nach Plinius machten Viele die Seereise nach Knidos einzig und allein wegen der dortigen Venus, die freilich Manchen für das erste Kunstwerk der Welt galt. Indes war das Kunstinteresse bei den Reisen der Römer nur ausnahmsweise das leitende und meist nur ein äußerliches und oberflächliches, gewöhnlich durch den Namen des Künstlers und die Berühmtheit des Werkes bedingtes. Man sah, wie heutige englische Touristen, um gesehen zu haben. „Wer eine Statue oder ein Bild einmal beschaut hat, der geht befriedigt von dannen und kehrt nicht wieder,“ heißt es in einer taciteischen Schrift, und dies wird ohne Frage von der Mehrzahl der römischen Reisenden gegolten haben.

Ungleich mehr als für die Kunst interessirte man sich für die Natur, doch war dieses Interesse ein von dem Naturgefühl der Modernen sehr verschiedenes, insofern es nur sehr selten ein unmittelbares, gewöhnlich dagegen durch Berühmtheit, Seltenheit und Ungewöhnlichkeit, vorzüglich aber durch Heiligkeit der betreffenden Gegenstände und Erscheinungen hervorgerufen und bestimmt war. „Das antike Naturgefühl unterscheidet sich,“ sagt der Verfasser schön und richtig, „von dem modernen am meisten durch seinen religiösen Charakter. Bedeutende Naturerscheinungen ergriffen die Gemüther der Alten mit einer andern Macht als die der Neuern, sie fanden sich hier einem göttlichen oder dämonischen Walten gegenübergestellt, und zu Staunen und Bewunderung gesellte sich immer religiöse Verehrung. Wie sehr auch der alte Götterglaube sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt hatte, dies eine Gefühl war den Römern jener Zeit so wenig als den Griechen verloren gegangen: blieben doch auch die Erscheinungen, die es hervorriefen, immer dieselben und wirkten immer von Neuem mit der alten Gewalt auf das menschliche Gemüth.“ So wurden Orte, die sich durch eine großartige oder schöne Natur auszeichneten, nicht bloß aufgesucht, um sich an ihrem Anblick zu erfreuen, sondern zugleich, um die Gottheit, der sie geweiht waren, zu verehren. So zog die Quelle des Clitumnus in Umbrien die Besucher ebensosehr durch ihre Schönheit als durch ihre Heiligkeit an. So glaubte das Naturgefühl der Alten in der Höhle von Korykos mit ihren kühnen Wölbungen und ihren seltsamen Tropfsteinbildungen eine Wohnung der Nymphen zu erkennen und in dem Rauschen tief unten strömender Wasser und dem Fall der Tropfen von der Decke die Klänge einer dämonischen Musik zu vernehmen. Ebenso natürlich ist endlich, daß man Haine oder Bäume, die sich durch Alter und riesigen Wuchs auszeichneten, mit Gottheiten in Verbindung brachte.

„Ein zweites Moment, das auf den Ruf der Sehenswürdigkeit einer Localität wesentlichen Einfluß übte, war Berühmtheit, die sie der Poesie oder Lite-

ratur verdankte. War die Schilderung einer Gegend erst zum Lieblingsthema der Schriftsteller und Dichter geworden, dann vermehrten diese Schilderungen gewiß die Zahl ihrer Besucher, und dies war auch bei einem großen Theil der eben genannten Orte und Sehenswürdigkeiten der Fall. In der Beschreibung, die Pomponius Mela von der koryeischen Höhle in Cilicien giebt, klingen Reminiscenzen an poetische Beschreibungen durch, ebenso in der Schilderung des Tempethales bei Plinius, „zu dessen beiden Seiten sanft geneigte Wände in unabsehbare Höhe hinaufzagten; die schmale Sohle durchströmte der Peneus, zwischen grasigen Ufern inmitten eines schönen Hains, Vogelgesang ertönte aus den Wipfeln der Bäume.“ „Das Reisen,“ sagt Seneca in seinen Briefen, „wird dir Kenntniß von Völkern verschaffen, wird dir neue Gebirgsformen zeigen, unbekannte Ausdehnungen von Ebenen, von unverstiegbaren Wassern durchrieselte Thäler oder die merkwürdige Natur irgendeines Flusses: möge er nun wie der Nil in sommerlicher Anschwellung wachsen, oder wie der Tigris sich dem Blick entziehen und nach unsichtbar vollbrachtem Lauf zu ungeschmälerter Größe sich wiederherstellen oder wie der Mäander, ein Gegenstand für Spiel und Uebungen sämmtlicher Dichter, sich in häufigen Windungen schlängeln und oft, bis an sein eigenes Bett herangewunden, wieder umbiegen, bevor er in sich selbst fließt.“ Man sieht, diese Flüsse sind genannt, nicht weil sie durch die Schönheit ihrer Ufer, sondern weil sie durch ihre Berühmtheit und durch merkwürdige Phänomene interessiren.

Seltfamkeiten, von dem Gewöhnlichen abweichende Naturerscheinungen, das Abnorme und Phänomenale in der Natur zog überhaupt das reisende Rom besonders stark an. Römer und Griechen, die in den westlichen Provinzen sich aufhielten, reisten nach Gades oder an den biscayischen Meerbusen, um den atlantischen Ocean ebbend und fluthend zu sehen. Strabo, Apulejus und Cassius Dio beschreiben einen Schlund bei Hierapolis in Phrygien, aus welchem Dünste aufstiegen, die Menschen und Thiere, ausgenommen Eunuchen tödteten — wie sehr der Ort besucht wurde, geht daraus hervor, daß man vor demselben einen eignen Bau zum bequemeren Betrachten dieses Phänomenes errichtet hatte.

Indeß gab es doch auch Orte und Gegenden, welche nur wegen ihrer Naturschönheit aufgesucht wurden. In erster Linie stehen hier die Seeufer. Die antike Poesie und Sage bietet eine Fülle der beredtesten Zeugnisse für ein tiefes und inniges Verständniß der Schönheit und Herrlichkeit des Meeres (vgl. Catull 63, 271 ff.), die antike Kunst hat diesem Element die Motive zu ihren anmuthigsten Darstellungen entnommen. Die Liebe der Römer zum Meere ist vielfach durch ihre Literatur, weit mehr aber durch die Trümmer ihrer Villen und Paläste bezeugt, die (man denke an Tibers Palast in Capri und an die Villa des. Pollius Felix auf der Höhe von Sorrent) seine schönsten Ufer besäumten.

Aber auch die Gestade der Landseen und Flüsse, des Garda und des Comersees, des Anio und des Tiber vor allen waren in der Zeit des Plinius dicht mit Landhäusern vornehmer Römer bedeckt, und weit und breit, sagt Seneca, gab es keinen See, an dem nicht die Dächer von Villen römischer Großen ragten, keinen Fluß, dessen Ufer ihre Gebäude nicht einsaßen.

„Diese Vorliebe für Strandgegenden und Uferlandschaften ist im Süden durchaus natürlich,“ sagt unser Verfasser aus Erfahrung sprechend. „Es war nicht bloß der erquickende Blick auf die grenzenlose azurne Fläche des Meeres, auf die blauen und grünen Spiegel der Seen, die silberhellen Windungen der Bäche und Flüsse, die weißschäumenden Wasserstürze; es war auch die erfrischende Kühlung, die von den Wassern herwehte, was ihre Nähe so begierig aufsuchen ließ. Noch mehr, das Wasser ist der südlichen Landschaft das eigentlich belebende Element, wo es fehlt, herrscht Dürre und Dede. An seinen Ufern ist das Grün am frischesten, das Laub am üppigsten, gewähren die Baumwipfel den dichtesten Schatten. Den Blick auf dem „schweigenden Laube“, dem vorüberströmenden Flusse ruhen oder ihn in die Ferne schweifen zu lassen, dem Gesang der Vögel, dem Murmeln oder Brausen der Wellen zu lauschen, den labenden Lusthauch zu athmen, in Einsamkeit und Stille die Stunden zu verträumen — das waren die Naturgenüsse, welche die römischen Dichter so beehrt preisen, solcher und verwandter Art die landschaftlichen Scenen, welche die Freunde der Natur nächst den Seeufern am liebsten aufsuchten.“

„Höchst bezeichnend für die hier angedeutete Richtung des römischen Naturgefühls ist, daß Anmuth (amoenitas) das häufigste Lob einer schönen Natur, ja dasjenige Wort ist, das unserm „Naturschönheit“ am nächsten kommt. Der Begriff der Naturschönheit war den Römern ein viel enger begrenzter als uns. Quintilian sagt einmal, das Lob der Schönheit komme unter den Gegenden „den ebenen, den anmuthigen, den am Meere gelegnen“ zu. Rauheit und Wildheit, furchtbare Majestät, großartige, aber düstre Monotonie der Natur schlossen dieses Lob nach römischer Empfindung aus; es war auf Thäler und Hügellandschaften und auf die Abhänge der Vorberge beschränkt. Auf das Hochgebirge erstreckte es sich so wenig wie auf Haiden, Moore und wasserlose Wüsten. Für den Zauber, den auf uns der Anblick der Campagna Roms in ihrer jetzigen Gestalt übt, war jene Zeit unempfänglich.“ „Für die Wunder der Alpenwelt fehlte der damaligen Bildung das Verständniß völlig, die Empfindungen, mit denen die Römer sie betrachteten, glichen etwa denen, die neuern Reisenden die Eiswüsten des Nordpols erregen, nur ohne die jetzige Bewunderung für die schauerliche Erhabenheit solcher Scenen.“ Die Besteigung höherer Berge in der Absicht, weite Umblicke zu genießen, wird so gut wie nie erwähnt. Nur Wenige hatten nach Strabo den mit ewigem Schnee bedeckten

Gipfel des Argäus in Kappadocien bestiegen, obwohl man von dort den prächtigen Anblick zweier Meere hatte. Nur der Aetna wurde von den höhern Bergen häufig besucht, doch offenbar nicht der Aussicht, sondern der vulkanischen Natur desselben halber und wegen der Curiosität, daß sich hier in unmittelbarer Nähe des feuerpeienden Kraters ungeheure Schneefelder befanden.

Das Gefallen an romantischen, d. h. an wilden und furchtbar großartigen Naturscenen ist heutzutage so verbreitet, daß man den gänzlichen Mangel desselben für eine Eigenthümlichkeit des antiken Naturgefühls im Gegensatz zu dem modernen gehalten hat. Der Verfasser widerspricht dem und belegt mit mehren Beispielen aus der deutschen und englischen Literatur, daß nicht bloß das Alterthum fast allein das Fruchtbare, Frische und gemüthlich Bewohnbare anziehend in der Landschaft fand, sondern daß wahrscheinlich auch das Mittelalter und gewiß die neuere Zeit noch zum großen Theil ebenso fühlte und dachte; „denn wenn auch die erste Entstehung und allmähliche Entwicklung dieses Gefühls (der Verfasser meint das Gefallen an wildromantischen Landschaften) in frühere Zeitalter hinaufreicht, so ist doch seine allgemeine Verbreitung sicher nicht viel über ein Jahrhundert alt.“

„Eine solche Erweiterung, ja Umgestaltung des Naturgefühls,“ fährt er fort, „konnte nur aus einem wesentlich veränderten Verhältniß der Menschen zur Natur hervorgehen. Diese Veränderung war eine zweifache. Einerseits ahnt die moderne Betrachtung in der Natur eine Seele, von der die menschliche nur ein Theil oder der sie doch innig verwandt ist. Darum erblickt sie in den unendlich mannigfaltigen Erscheinungen der Sinnenwelt Spiegelbilder ihrer eignen wechselnden Zustände; sie meint die Sprache der Natur belauschen und verstehen zu können. Sie sucht und findet in ihrer immer gleichen Stille, Reinheit und Größe eine stets bereite Zuflucht vor dem Gewühl, dem Schmutz und der Kleinlichkeit des menschlichen Daseins. Es ist bekannt, wie sehr, besonders seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, die Naturbetrachtung durch diese subjective Auffassung bestimmt worden ist, und wie diese neueste Zeit sich gerade in die Erscheinungen und Scenen mit Vorliebe versenkt hat, die zu ihren titanischen Gefühlen, zu ihrer namenlosen Sehnsucht, zu ihrer Lust an Schmerz, Zerrissenheit und Verzweiflung zu stimmen scheinen. So fremd, wie diese subjective Betrachtung dem Alterthum war und bleiben mußte, so fremd war ihm auch die ästhetische, die in der Landschaft ein von der Natur gleichsam in künstlerischer Absicht geschaffenes und mit einer bestimmten Individualität begabtes und beseeltes Ganze sieht. Auch diese Betrachtungsweise ist eine sehr moderne, wenigstens hat die auf ihr beruhende Landschaftsmalerei sich als selbstständig darstellende Kunst erst im siebzehnten Jahrhundert entwickelt. Das Alterthum hat keine Landschaftsmalerei im modernen Sinne und keine ästhetische

Naturbeschreibung gehabt; der Mangel der letzteren war durch das Fehlen der ersteren, durch die Entbehrung der Anregungen mit bedingt, welche die heutige Naturbeschreibung der künstlerischen Darstellung verdankt. An den zahlreichen trefflichen Naturbeschreibungen, die wir aus dem Alterthum haben, vermiffen wir durchaus den landschaftlichen Sinn. Die Aufmerksamkeit ist überall mehr auf die einzelnen Erscheinungen als auf ihr Zusammenwirken zum Ganzen (die Stimmung) gerichtet. Vor allem fehlt ganz und gar die Hervorhebung der Wirkungen des Lichts und ihrer Modificationen durch das Medium der Luft, Nicht daß bei Naturbeschreibungen der Alten klarer Sonnenschein, trüber Wolfenhimmel, Mond- und Sternenlicht unerwähnt bleiben. Aber von dem eigenthümlichen Charakter, den die Landschaft und ihre Theile durch die Beleuchtung erhalten, ist nirgends die Rede, nirgends von den verschiedenen Wirkungen der Nähen und Fernen; von den Abstufungen, die zwischen einem kalten Mondlicht und der Gluth der Abendsonne liegen, von den wundervollen Farben, in die sich im Süden Morgens und Abends der Horizont und ferne Berge tauchen, und die vom zartesten Rosa durch alle Grade bis zum tiefsten Blau gehen. In der ganzen antiken Literatur wird man vergebens einen Ausdruck wie „blaue Berge“ oder „dämmernde Fernen“ suchen. In keiner der Inschriften am Memnonskoloß wird der landschaftlichen Wirkung der steigenden Morgenröthe und des Sonnenaufgangs gedacht. Ovid sah Rom zum letzten Mal im Mondschein, und wie hätte ein moderner Dichter von seiner Begabung bei dem Bilde der so beleuchteten Stadt verweilt — er hat kaum ein flüchtiges Wort dafür, während er über den thränenreichen Abschied von den Seinigen übermäßig wortreich ist.“

„Daß die Luftperspective sich in der alten Malerei ebensowenig entwickelt hat, wie die Linearperspective, kann nur daran liegen, daß das Bedürfniß nicht vorhanden war, die betreffenden Erscheinungen zur Darstellung zu bringen. Wäre dies Bedürfniß empfunden worden, so hätte die Kunst sicherlich auch die Wege eingeschlagen, die zu seiner Befriedigung führen mußten.“